

Drei Sommer in Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1871

XIV. Wippthal - Schmirn - Dux. 1842, 1844

XIV.

Wipphthal — Schmirn — Dux.

1842, 1844.

Das Duxerthal gilt seinen Bewohnern nach wohl als das interessanteste im Land Tirol und wir dürfen es daher nicht unbesehen lassen. Es führen zwei Wege dahin, der eine durch das Zillertal, der andere, der von der Brennerstraße abgeht, durch das Thal von Schmirn. Wir wählen diesmal den letzteren und beginnen die Wanderung bei dem Dorfe Schönberg, wo ein Posthaus ist. Hier zieht der böse Weg über den Schönberg hinunter gegen Innsbruck zu, der ehemals so viel Schweiß und Mühe kostete. Hier wurden, wenn es aufwärts ging, an die schweren Frachtwagen acht und zehn Pferde vorgelegt, und wenn sie abwärts fuhrn, war es ein grausliches Ansehen, wie trotz der zwei und drei Radschuhe der Wagen so dämonisch dahinrollte, kaum aufzuhalten durch die stärksten Rosse, die, die Gefahr im Rücken ahnend, mit leuchtenden Augen und schäumendem Mochen zu zögern strebten, so viel sie vermochten, während der beängstigte Fuhrmann sie mit Drohungen und Flüchen unaufhörlich besprach. Jetzt ist die neue Straße fertig und vom ersten Oktober 1844 an steht sie dem Verkehre offen. Sie hat die alte Richtung, die

gerade über die Höhe des Schönbergs ging, ganz aufgegeben und läuft dicht über der brausenden Sill an einer Böschung hin, in langem Zuge die Ellenbögen abzeichnend, welche die Seitenwand des Berges hier bildet. Sie ist zierlich und fein gearbeitet und von italienischen Werkleuten ausgeführt worden. An der Entfernung hat man nichts gewonnen, vielmehr ist der neue Straßenzug um ein Gutes länger als der alte; doch wird dieß wieder hereingebracht durch die sanfte Senkung, welche abwärts ohne Radschub im Trabe zu fahren erlaubt. Eine Einbuße für den Reisenden, der das Land im Eilwagen durchfliegt, ist es immerhin, daß er die herrliche Schau verloren hat, welche sich von der Schönberger Höhe gegen die Stubaiäer Ferner öffnet. Sie ist eine der schönsten Ferneransichten, die von einer Heerstraße aus offen stehen.

Wir sind nun im Wippthal. Diesen Namen trägt ein Landstrich, der sich von Innsbruck an der Sill aufwärts bis zum Brenner und von da am Eisack abwärts bis zum Brigener Kläusel erstreckt. Was sich nördlich vom Brenner gegen Deutschland senkt, heißt das untere, was sich südlich gegen Italien zieht, das obere Wippthal. Der Name kommt von dem alten Vipitenum, das auf der Stelle des heutigen Sterzings lag. Seit dieser Zeit ist der Name nicht mehr verschollen. Er hat, wie der des Buserthales, das Eigene, daß er über die Wasserscheide hinübergeht und zwei Flußgebiete in sich begreift, nämlich das der Sill und den obern Lauf des Eisacks, während sonst die Thalnamen nicht weiter reichen, als ihr Bach. Das Wippthal zwischen Schönberg und Matrei ist nicht sehr dicht bevölkert. Zur Linken jenseits des tiefen Schlundes, in dem die Sill sich fortwälzt, steigen schöne Halden auf, reich geschmückt mit Kornfeldern, Wiesen, Baumreihen, Schluchten, Häusergruppen, zu oberst mit Wald, zu unterst mit der

Sill. In der Ferne sieht man das Schloß von Matrei aufragen.

Matrei, eine Römerstation, ist jetzt eine lange Gasse voll Wirthshäuser, von ziemlich neuem und reinlichem Ansehen, da der Markt seit Jahrhunderten immer und immer durch Feuersbrünste gelitten hat. Die Stelle des alten Matreium glaubt man jenseits der Sill zu finden, wo jetzt der Häuserhaufen steht, der den Namen Altstadt führt. Dort sitzt auch das Matreier Schloß auf einem von der Sill umströmten Serpentinfels, eine Reihe niederer Gebäude, die sich an einen starken, angeblich römischen Thurm lehnen. In einer Vorstube ist ein älteres Gemälde zu sehen, die Bauernlangweil genannt. Es soll das ausgelassene Leben schildern, wie es die tirolischen Bauern nach dem dreißigjährigen Kriege geführt, und stellt auch in der That Fraß, Völlerei und Unzucht in Menge dar. Im Brunnsaale sind ein paar Bildnisse aus der Familie der frühern Schloßherren. In der Burg saßen ehemals die frühverschollenen Herren von Matrei. Von diesen ging sie auf das glänzende Geschlecht der Trautsons über, die vor Zeiten den Thurm in der Pfitsch bei Sterzing inne gehabt. Die Trautsons verwalteten das Erbmarschallamt von Tirol, das auf der Burg zu Sprechenstein bei Sterzing ruht. Im Jahre 1711 wurden sie Reichsfürsten, im Jahre 1775 sind sie ausgestorben. Ihre Erben sind die Fürsten von Auersperg, jetzt die Erblandmarschälle von Tirol.

Zu Steinach an der Brennerstraße, eine Stunde oberhalb Matrei, ist Martin Knoller geboren, welchen Tirol seinen größten Maler nennt. Eine Gedächtnistafel zielt die Thüre des Hauses, wo er am achten November 1725 das Licht der Welt erblickte. Sein Vater war ein armer Dorfmaler, der den Sohn allerdings für seine Hantierung erzog, aber auch andere häusliche und niedere Dienste von

ihm verlangte. Martin, der seinen Genius gefesselt fühlte, ging daher eines Tages aus dem Walde, wo er Brennholz holen sollte, nicht mehr zurück, sondern lief nach Innsbruck und warf sich dort dem Hofkammerrath von Hormayr zu Füßen, mit der Bitte, ihn die Malerei lernen zu lassen. Sofort lernte er zwei Jahre bei einem Innsbrucker Maler, und kam dann wieder nach Steinach, ungefähr in dieselbe peinliche Lage, wie er sie verlassen hatte. Als er nun eines Tages in einem der Dorfwirthshäuser Scheiter zur Küche trug und in einem freien Augenblick mit der Kohle einen Holzträger auf die Mauer zeichnete, stieg ein reisender Herr an der Schenke ab, ging in die Hausflur und fing an den zeichnenden Jüngling zu beobachten. Die Arbeit scheint ihm höchlich zu gefallen und ehe der Andere noch fertig, erklärt er, Paul Troger zu sein, der berühmte Maler von Wien. Zugleich legt er die Absicht an den Tag, den Jungen mit in die Hauptstadt zu nehmen, um ihn dort in seiner Kunst zu unterrichten. Der Vater will dem Glücke des Sohnes nicht im Wege stehen, schlägt ein und Martin fährt mit Paul Troger davon. Er blieb vorerst bis in sein achtundzwanzigstes Jahr zu Wien, ging dann nach Rom, nach Neapel, nach Mailand, wurde befreundet mit Winkelmann und Raphael Mengs, malte in Fresco und in Del, vieles für Italien, noch mehr für Deutschland und starb hochbejahrt 1804 unter der italienischen Republik zu Mailand. In deutschen Landen sind es besonders drei Kirchen, deren Decken er mit seiner Kunst geziert, die des ehemaligen Benedictiner-Klosters zu Ettal im bayerischen Gebirge, die des Reichsstiftes zu Metesheim und die des Chorherrenstiftes zu Gries bei Bozen. Er galt sehr viel zu seiner Zeit, war gut angesehen an den Höfen zu München und Wien, und an letzterm durfte er sogar den Kaiser Leopold malen. Heiter und liebenswürdig, fromm und bescheiden,

gutherzig und wohlthätig, immer fleißig und regsam, war er ein schönes Muster tirolischen Naturells. Die Kirche zu Steinach, in der er auch durch ein Denkmal geehrt worden ist, besitzt drei Altarblätter von ihm, den heiligen Erasmus, den Kirchenpatron, die Enthauptung Johannis und St. Sebastian, welchem fromme Frauen die Pfeile aus dem Leibe ziehen.

Auf dem Rosenwirthshause zu Steinach, gegenüber der Post, ist ein Zug Landsknechte mit Fahne, Trommel und Pfeife, sieben Mann stark angemalt, lauter schnurrige, seltsam aufgeputzte Gesellen. Dieses Gemälde soll ein Gedächtniß sein, daß im Jahre 1631 ein Fähnlein Steinacher in die Schweiz gezogen, um dort Krieg zu führen. Von dem ganzen Haufen seien nur diese sieben zurückgekommen und diese erst nach sieben Jahren. Das hinten dreingehende Weibsbild hat der Mann zunächst vor ihr als sein ehelich Gemahl aus feindlichen Landen mitgebracht, betrogen durch falsche Botschaft, daß seine Frau zu Steinach gestorben. In dem Helden, der die Fahne trägt, will man den damaligen Rosenwirth erkennen. Dasselbe Haus hat im Jahre 1703 den Kurfürsten von Bayern beherbergt, als er den erfolglosen Zug an den Brenner unternommen. Deshalb heißt es auch noch heutzutage beim Bayerwirth.

Eine Stunde ober Steinach strömt der Schmirner Bach in die Gail. An seinen Ufern hin führt ein angenehmer Pfad in das Dörfchen St. Jakob oder St. Jos. Ein alter Bauer kam des Weges, begrüßte und tröstete mich wegen des Wetters, das mir etwas bange gemacht hatte. Der Alte stellte sich als Steinklauber vor und bot mir bald auch seine gesammelten „Zmeralien“ an, von denen ich aber leider keinen Gebrauch machen konnte. Doch schieden wir im besten Frieden und zuletzt empfahl er mir auch noch dringend das obere Wirthshaus weil dort das bessere „Gesüß“ sei.

Von St. Jos an verliert sich der Weg gegen Dur, den wir einschlagen, bald in einen waldigen Tobel, den der Schmirner Bach immer stürzend und tosend durchjagt. Der Pfad ist schmal und oft eingebrochen, die Zusammenwirkung von wilden Wasserstürzen und abgerissenen Schieferwänden im dunklen Föhrenschatten manchmal schauerlich. Endlich führt der Steig wieder ins Freie, in eine glatte, hellgrüne Fläche, in das Thal von Schmirn, durch welches der Bach ruhig, silberglänzend dahin fließt. Weit zerstreute, steinerne Höfe stehen jenseits des Wassers und diesseits an den waldigen Halden. Die Dächer glänzten im Morgenscheine und ein bläulicher Rauch schwebte um ihre Giebel. Schöne Bergeinsamkeit! Die Melpfer sind mit der Ernte auf den Feldern beschäftigt und beleben das morgenlichte Bild.

Die Kirche steht am Ende der Thalebene, der Widum daneben. Der Herr Curat, den ich um den Weg befragte, gab mir freundlich Bescheid und führte mich auch in die Kirche. Dort zeigte er mir den schön gefasteten heiligen Leib, den Stolz des Thales. Er soll einem gebornen Schmirner angehört haben, der Felix geheißten und ein Krieger gewesen.

Nachdem wir heiligen Leib und Kirche besehen, begleitete mich der Geistliche noch weiter ins Thälchen hinein zur kalten Herberge, einer Wallfahrtskirche, die sich erst in den neuesten Zeiten aufgethan. Die vornehmste Merkwürdigkeit ist ein auf schwarzem Sammet ausgelegtes Crucifix, welches Peter Miller, ein Missionär, auf seinen Fahrten in Amerika gebraucht und in manchen Gefahren als Talisman befunden hat. Namentlich, führt der beigeschriebene Zettel an, sei er einmal im Jahre 1783 von den Wilden eingefangen und sein Tod auf den nächsten Morgen festgesetzt worden. Da habe er nun am Abende

noch seine Andacht bei dem Kreuze verrichtet, Gott sein Leben anheimgestellt und nur für den Fall, daß er noch ferner in Ausbreitung seines Wortes thätig sein könnte, um Erhaltung desselben gebeten, worauf er eingeschlafen und am andern Morgen jenseits des Meeres fern von seinen Widersachern erwacht sei.

Im innersten Winkel des Thalgeländes stehen noch drei steinerne Weiler, von denen der letzte Kasern heißt, zum Andenken, daß hier ursprünglich nur Sennhütten standen. Jetzt waren die Häuser alle geschlossen und die Einwohner standen an den Abhängen herum bei der Ernte.

Hinter dem letzten Hause springt ein Wasserfall vom nackten Felsen bogenförmig in die Luft hinaus — eine Erscheinung, die von vielen sehr hoch gehalten wird. Der Weg aufs Duger Joch zieht zuerst an zwei Feldkreuzen vorüber, den Bach entlang, und kriecht dann in vielen Windungen einen steilen Abhang hinauf, zur Rechten eines baumlosen Tobels, wo ein Alpenwasser an langer Felswand herabglitscht. Er ist sehr betreten und kaum zu verfehlen. Seine Anmuth auf dieser Seite ist unbedeutend; man sah als Staffage nur etliche bienenkorbförmige Heuschaber, wie sie den Sommer über auf den gefährlichsten Klippen errichtet und im Winter nach Hause gebracht werden. Höher oben erspähte man an dem steilen Gebirge, das die andere Thalseite bildet, etliche Rinderherden auf Weiden, die zunächst an der Schneegränze liegen. Ein Wanderer, den ich jetzt erreicht hatte, gab sich als Metzger zu erkennen und machte auf diese in seine Geschäftssphäre einschlagende Erscheinung besonders aufmerksam. Einer andern schriftlichen Quelle bin ich für die Nachricht verbunden, daß einst bei einer Jagd, die Kaiser Max in diesen Bergen hielt, hundert und dreiundachtzig Gemsen erlegt wurden — eine Beute, die jetzt kaum mehr zu gewinnen

wäre, auch wenn wieder ein Kaiser käme. Mein Begleiter war übrigens gebürtig bei Sterzing, in dem Dorfe Gossensaß, dessen Name (urkundlich Gozzinsazze) sein Gefährte nicht unglücklich als Gothensiß erklärt und auf die Zeit zurückgeführt hat, als die Gothen Herren über Rhätien waren. Drum studirte dieser auch lange in den Zügen des andern, ob er nicht eine ethnographische Aune, irgend ein gothisches Wahrzeichen darin entdecken möchte, bis der Metzger, des Spionirens überdrüssig, lächelnd fragte: „Haben Sie denn da nichts zu schauen, als mein G'friß?“

Oben fast am Focher fanden wir eine Galthütte, d. h. eine Hütte für Galtvieh, wie alles Vieh genannt wird, das keinen Milchnutzen abwirft — mit einem Stalle für sechs Ochsen, etliche Ziegen und eine Kuh, die hier in der Höhe weiden. Neben an rieselt eine Quelle, die ein treffliches Wasser bietet. Nahe bei der Quelle ist am Felsen ein Denkstein angebracht, zur Erinnerung an die heitere Fuhreise, welche den Erzherzog Johann im Jahre 1835 auf dieses Joch geführt. Damals stieg der geliebte Prinz herüber mit den gewappneten Heerhaufen der Gebirgsschützen aus der Nachbarschaft, die ihm fröhlich das Geleit gaben.

Der Ochsenhirt war nicht in der Hütte, doch fanden wir sein Trinkgeschirr, mit dem wir alsbald aus der Quelle schöpften, nach mühsamer Reinigung, denn der einfache Melpler hatte es augenscheinlich die ganze Saison über noch nicht ausgespült. Die Galthütten fallen überhaupt sehr störend in die gebirglerischen Illusionen der Leute von der Ebene. Dabin verläuft sich keine junge Sennerin, die dem Gast zum Abschied mit rosigem Lippen einen Kuß aufdrückt, da gibt's keine Zither und keinen Gesang, keine Käskessel und überhaupt keine Alpentwirthschaft, wohl aber einen alten eisbärtigen Ochser, der in seinem Schmutz erstickt

und nur zu oft schlechter Laune ist. Im Hüttchen hat er ein Heulager und eine Wollendecke, und unweit in einem Winkel liegt ein breiter Stein, auf dem er seine Milchsuppe kocht. Neben dem Schlafgemache steht der dürftige Stall. Der Döfner selbst hat nichts zu thun, als etwa hin und wieder ein verirrtcs Vieh auf den rechten Weg zu führen und die Kuh zu melken, die ihm mitgegeben ist, um die Milch in seine Küche zu liefern. Alle drei oder vier Tage steigt ein Knabe aus dem Thale hinauf und bringt ihm Brod, Mehl und Salz; damit fristet er sein Leben.

Also von der Galthütte wieder in die Höhe und aufs Joch. Oben an der Wasserscheide saß der große Hirt auf einem Stein und blickte schmauchend auf seine Herde herab. Es fror ihn und vielleicht hat's ihn auch geschläfert, vielleicht hat er auch wie der nordische Fichtenbaum vom Morgenlande geträumt, von einer warmen Felsenwand, auf der die jungen Kameele schäkternd um ihn herspringen. Wie geht's, rief ihn der Gossensaffer an und der Andere fuhr auf aus seinem Sinnen und antwortete: Mitterla, mitterla (mittelmäßig). Es hatte Tags vorher von Morgen bis Abend geschneit und der Hirte sich kaum erwärmen können — es sei gar so ein kalter Ort. Ein Döfner hat's übel, meinte er, wenn das Wetter nicht fein ist. Trotz seines Trübsinns gewann sich der Hirt aber doch die Frage ab: Wo bleiben Sie? d. h. wo sind Sie zu Hause? Als ich zwei Jahre darauf noch einmal zur Stelle kam, hatte er's übrigens schon wieder vergessen. Ich sagt' es ihm abermals und bin jetzt begierig, ob er's noch weiß, wenn ich wieder komme.

Auf dem Joch, etwas über dem Hirten, begegneten uns drei Dugcr, ein Mann und zwei Weibsen, welche in ihren Aradfsen Butter nach Steinach trugen. Es wird nämlich

mit der Butter aus dem Duxerthale ein großer Handel getrieben, und die Einwohner beiderlei Geschlechts tragen davon jährlich mehr als dreihundert Centner über die Jöcher nach Junsbruck oder in die Orte an der Brennerstraße. Der Mann sprach uns freundlich an, die Weibsen plauderten gleich ganz gesprächig mit — und so bekam ich zum erstenmale eine Anschauung von dem frischen, offenen Wesen der Duxer. Der Mann meinte, ich ginge gewiß auch das schöne Maidele von Lannersbach sehen, die schon in den Büchern gedruckt sei und von der die Fremden alle zu reden wüßten!

Das Duxer Jöchel (7149 Fuß) ist ein bequemer Bergsteiger, zwar etwas steil von beiden Seiten, aber nicht übermäßig hoch und ganz gefahrlos. Es wird viel begangen, weil es Zillerthal und Dux mit dem Wippthal verbindet. Auf dem Jocke oben sind Schneestangen eingesteckt, da der Uebergang sogar im Winter oft benützt wird. Auch ein Höhenkreuz steht da und ein hölzerner Heiland hängt daran, dem die Regengüsse alle Farbe abgewaschen haben; selbst die beiden Arme sind vom Kumpfe abgesprungen und hängen nun trostlos neben dem Leibe herunter. Ringsherum ist eine kleine Fläche, von welcher zwei Wege ausgehen — der eine jäh abfallend, zieht gerade vorwärts, der andre läuft zur Linken in ein Thal ein, das sich weit hinaus in die Kunde zieht. Seine glatten, steilen Seiten sind baum- und buschlos, aber mit schönem Grün bekleidet. Durch dieses Thal geht auch ein Weg nach Hinterdux hinunter und manchem fremden Wanderer, der ohne Führer von dort heraufkam, ist es schon begegnet, daß er den stillen Pfad, der durch diese einsame Weiden hinabführt, für den Weg nach Schmirn hielt, und daher zu einiger Schadenfreude der Duxer wieder ins Thal hinunter fand, aus welchem er eben heraufgestiegen war.

Etwas unter dem Joch erreichten wir zwei Menschen, einen Pässeierer und ein Duzer Mädchen. Der Pässeierer trug in seiner Krachse Branntwein zu eigenem Gebrauche, wie er sagte, da er mit andern Leuten seiner Heimath auf den Hochweiden von Hinterduz zahlreiche Schafferden zu hüten hatte. Die Duzer nämlich, deren Viehstand die ganze Ausdehnung ihrer Almen nicht in Beschlag nimmt, verpachten diese an auswärtige Herdenbesitzer und darunter sind mehrere Pässeierer Bauern. Das Duzer Mädchen hatte Butter nach Schmirn getragen und ging nun leer zurück. Sie rasteten eben beide und als wir herankamen, grüßten sie manierlich, die Duzerin nicht ohne einige Freude, daß da, von dem Mufe ihres Thales angezogen, wieder einmal ein Fremder übers Joch gestiegen sei. Der stattliche Pässeierer, ein großgewachsener, schlanker Mann mit braunem, scharfgeprägtem Gesichte, fragte zuvorkommend, ob ich nicht von seinem Schnapfe versuchen wolle, und als ich mich bereit erklärt, nahm er unverweilt seine Krachse vom Rücken und schenkte mir aus einem kleinen Fäßchen ein. Vergeltung wollte er nicht haben, denn auf dem Joch müsse ein Mensch dem andern aushelfen.

Sehr artig war auch das Duzer Mädchen. Sie sang ihre Worte so lieblich hinaus und plauderte so uraltes Bayerisch, daß ich ihren Lauten mit immer wachsendem Vergnügen zuhorchte. Insbesondere überraschte die Deutlichkeit ihres Vortrages; ich und mich und sich sprach sie ganz bühnengerecht, und da sonst die bajuarischen Landleute nur i und mi und si sprechen, so klang mir das gar städtisch und vornehm. Auch mit den Vokalen der Vor- und Nachsilben ging sie sehr behutsam um und gönnte ihnen viel mehr Leben, als es ihre Landsleute in andern Thälern thun. Sie lud mich schmeichelnd ein, doch auch ihren Ferner zu besuchen, den so viele schon mit Freuden

befchaute hätten. Sie hatte den gleichen Weg zu machen auf einige Kasern hinunter, die nicht weit außerhalb des Gletschers standen. Ich ging gerne mit und wir kamen bald zu etlichen armseligen Hütten in einer kleinen Thalrinne. Hier blieb das Mädchen zurück und ich schritt einwärts zum Ferner, oder vielmehr zum Keese, denn diesseits der Brennerstraße, in Dux, im Zillertal, im Pusterthal und seinen Seitenthälern werden die Ferner Keese genannt. Nach wenigen Schritten bog ich um eine Ecke und stand da im Amphitheater des Gletschers, der im Sonnenschein prachtvoll aufblühte. Rechts und links steigen riesige Hörner in die Höhe, zwischen denen sich der Ferner wie eine silberne Schleppe in die Riesarena heruntersenkt, die seine Bäche durchströmen. Die eine Hälfte seines Eises liegt einer Muschel gleich auf dem Gries, die andre Hälfte sitzt zerbrochen, zerklüftet, in vielen Spitzen aufstarrend, hellgrün und hellblau glänzend auf einem Felsenstock, den sie ehemals wohl bedeckt hat, so daß dann der Gletscher wie ein ausgebreiteter Fächer in der sandigen Munde lag. Oben verliert er sich in ein schrundiges Schneefeld, die gefrorene Wand, über welche sich bisher noch niemand emporgewagt. Die Scene ist ringsum abgeschlossen; rückwärts ziehen sich niedere Hügel auf, hinter denen sich höhere Berge erheben.

Als ich wieder zu den Kasern kam und mit dem Mädchen weiter ging, zeigte sich's bald, daß der Ferner so zu sagen hinten in einem hohen Stockwerk liege, auf dessen verderem Rande man das Thal erschauen kann, das aber noch tief unten liegt. Und so schauten wir denn hinunter in die idyllische Alpenlandschaft, in die grünen Auen von Hinterdux, in denen Hütte an Hütte, braun und niedlich, wie Grillenhäuschen, sich an einander fortreihete, umgeben von gelben Gerstenfeldern, durchzüngelt vom silbernen Bache,

eingesäumt mit Ager und Feld von einem bergauf und ab laufenden Zaune, der das sattere Grün der Heimwiesen von dem blasseren der Alpenweiden abschneidet. Zu beiden Seiten thürmte sich mächtiges Gebirge auf, unendliche, steile, breite Halden, hie und da mit Sennhütten besetzt, welche die Warten sind für den einheimischen und auswärtigen Herdenreichthum. Ist's nicht fein? fragte das Duzer Mädchen in hellem Vergnügen über meine Bewunderung.

Unter heitern Reden erreichten wir die Flur des Dörfchens, wo das Mädchen zuerst zu zögern begann und dann ganz zurück blieb, wahrscheinlich damit nicht, wie einst Nauficaa befürchtete, die bösen Zungen im Dorfe für ihren Einzug mit dem fremden Wandersmann irgend einen unvernünftigen Grund auffuchen möchten. Dafür fanden sich bald ein Knabe und ein Mädchen, zwei sehr schöne Kinder von acht oder neun Jahren, die plaudernd auf dem Rasen saßen, meine Fragen anmuthig erwiderten und unaufgefordert sich erhoben, um mir den Weg zu den warmen Quellen zu zeigen, die ich wenigstens sehen wollte. Sie fließen kurz vor dem Dorfe jenseits des Baches in zwei Armen von der Halde herab. Sie sind nur wenig lau, noch nicht untersucht, und scheinen in der Gegend keines besondern Rufes zu genießen; wenigstens hörte ich nichts von ihrer Heilkraft. Sicher wohnt ihnen eine solche bei und es wäre vielleicht nicht übel, wenn sich da ein „Badel“ erheben würde. Die Duzer sind indessen zusehends zu gesund dafür und den Zufluß aus der Ferne dürfte die Abgelegenheit des Thales wohl immer sehr beschränkt halten. Später habe ich irgendwo gelesen, daß die Quellen wenigstens in ältern Zeiten mit Erfolg angewendet wurden.

Ehe ich nun die erste Hütte erreichte, kam ich noch an einem Gärtchen vorbei, in dem etliche halberwachsene Jugend

Kurzweil trieb. Als die Königin des Festes erschien ein schönes wohlgekleidetes Mädchen von etwa achtzehn Frühlingen, dem man leicht ansah, daß es nicht in dem Thal geboren war. Ich schaute dem Spiele einige Augenblicke zu, bis die Jungfrau das Thürchen öffnete und heraustretend mich in feinen Worten willkommen hieß zu Dux. Dabei gewahrte ich, daß sie einen städtischen Rock anhatte und ein sauberes Halsgekröse, und an den Füßchen trug sie schön lackirte Schuhe, was mir vorkam, wie ein schalkhafter Spott auf die ascetische Bedürfnislosigkeit der Duxer. Ich will's gleich voraussagen, was ich später erfahren habe, nämlich, daß das Mädchen eines reichen Müllers Tochter aus dem Zillertale war, die ihrer Bildung wegen schon manchen Winter in der Hauptstadt verbracht hatte, nun aber als vornehmer Sommerfrischgast bei armen Verwandten in dem hölzernen Dörfchen wohnte, das neben uns lag. Deshalb wird sich auch Niemand wundern, daß wir trotz der Ferner, die von oben recht arg herunterglohten, trotz des Herdengeläutes und des Bergjauchzens, das jetzt bei kommendem Abend in die Stille froh hereinklang, daß wir trotz alle dem fast eine sehr gebildete Conversation pflogen, beide nicht ohne tiefes Gefühl für die Ironie des Zufalls, der hier dem Mädchen mit den lackirten Schuhen den Gegenpart zugeführt hatte, der ihre exceptionelle Stellung zu würdigen, zu bewundern und zu belächeln wußte. Sie verstand es, in Schilderungen, die augenscheinlich nach Salis und Mathisson gebildet waren, die idyllische Einsamkeit ihres Sommeraufenthalts zu zeichnen und ebensowohl in meinem Wesen den schwärmerischen Zug herauszufinden, der mich durch alle Mühsal der Bergwelt hieher in die reine Luft des friedlichen Alpenthals geleitet. Nach manchem gutem Gedanken und manchem witzigen Scherz von ihrer Seite, worauf ich, so gut es ging, Bescheid that,

beurlaubte ich mich von der städtischen Alpenmaid, die in mir die Bemerkung zuwege brachte, daß ein schönes Mädchen überall am rechten Plage sei und daß man auch in Hinterdurg nicht unangenehm berührt werde durch ein anmuthiges Müllerstöchterlein, gesetzt auch es hätte lackirte Schuhe.

Hinterdurg, die Ortschaft (4666 W. F.) mit ihren hölzernen Hütten, welche neunzig Menschen beherbergen, ist vielleicht das unansehnlichste aller Alpendörfchen. In Damils und Bent sind die Häuser, obgleich von Holz, doch viel größer, in Galtür sind sie von Stein; andere Orte taugen kaum zur Vergleichung. Was aber diesem Dörfchen eigen, das ist eine fast alterthümliche Philogenie — man kann nicht sagen: Gastfreundschaft, denn das Völkchen hat nichts anzubieten als Milch und Gerstenbrod, was es für die Herren nicht passend hält — aber es ist eine recht innige, herzliche Freude an den Fremden, die durch ihre ärmlichen Hütten durchpilgern. Als ich da den Fuß einsetzte, war es bereits Abend geworden und die Leute saßen auf den Sommerbänken vor den Thüren. Als sie mich erblickten, sprangen sie von allen Seiten auf, eilten herbei, bildeten einen Kreis und ließen die Augen neugierig auf mir ruhen. Die ältern Männer und Weiber sprachen mich zuvorkommend an und fragten vor allem, wo ich bleibe. Als ich Bayern nannte, erinnerten mehrere, das sei ein feines Land, ganz eben und voll Getreide. Es sei zu verwundern, daß man da fortgehen möge, um ihre „schiechen“ Löcher zu betrachten. Ich hatte Mühe, mich darüber zu rechtfertigen, doch schien es ihnen auch wieder nicht unstatthaft, daß ich die schöne Flur von Hinterdurg recht freundlich finden wollte. Uns däucht es außen fein, enk herinnen, sagte endlich ein Alter gewissermaßen als Vergleichsvorschlag und die andern wiederholten es wie eine tief empfundene Wahrheit. Die jüngern noch schulpflich-

tigen aus dem „Umstand“ duzten mich, die älteren sagten Ihr und Sie. Aus allem was sie sprachen, klang ein so aufrichtiges Wohlwollen heraus, daß ich mich nur ungern aus der Hinde losmachte, um nach Vannersbach in Vorderdurg zu gehen, wo eine gute Nachtherberge zu erwarten stand, während in Hinterdurg nur ein sehr kümmerliches Wirthshaus zu finden ist. Aehnliche Aeußerungen wie die der Duxer von der schiechen Natur ihres Thales könnten auch an andern Orten wiedergegeben werden, da sie fast allenthalben zu vernehmen sind. Der Mann, der der Scholle sein knappes Leben abgewinnen muß, berechnet die Schönheit des Landes nach der Fruchtbarkeit des Bodens, nach der Bequemlichkeit und Sicherheit der Feldarbeit. Der bäuerliche Tiroler hält daher die Ebene für viel „feiner,“ als das Gebirge und seine Geburtsstätte mit den abschüssigen Halden unter Lahnen- und Mührengesahr, mit den Felsenwänden, die alle Frühjahre donnernd in das Thal herunterpoltern, mit den Wildbächen, die jeden Lenz verwüstend losbrechen, sein eigen Mutterland nennt er am liebsten „schiech,“ ganz unbeschadet seiner Liebe zu der strengen Erzeugerin. Die volle Herrlichkeit der Bergwelt geht ihm oft erst im Heimweh auf. Landschaftsmaler, die im Gebirge bekannt sind, wissen zur Genüge, daß eine Gegend desto weniger Ausbeute gewährt, je feiner sie geschildert wird und umgekehrt, je schiecher, desto voller die Mappen. Die grimmigsten Ausdrücke versprechen die erhabensten Schönheiten; ich wenigstens habe nie solche Lust verspürt, einer Empfehlung nachzugehen, als einmal auf den Wiesen von Sterzing, wo ein Bauernjunge auf die Gletscher des Rindnaunthals deutend, lustig hervorbrach: Ei ja, da sollt ihr hineingehen, da sind Ferner drinnen, daß es eine Schand' ist.

Nicht weit von Hinterdurg, auf der Moosseite, steht

ein Wirthshäuslein, vor dessen Thüre die Tochter erschien, fragend, ob denn heute gar nichts gefällig sei, kein Wein, keine frische Butter. Während wir uns nun zur Raft anließen, versammelte sich alles Hauswesen, so weit es daheim war, drei Brüder, schöne Jungen, der älteste mit Schnurrbart und gelockten blonden Haaren, wie sie hier die Burschen haben, und die Schwester, die uns so gastfreundlich angerufen hatte. Der älteste Bruder bemerkte, es gehe ein kühler Wind im Freien und lud uns ein hinein zu kommen, da es doch viel schöner sei in dem „Gaden.“ Die Unterredung war recht niedlich, und drehte sich abermals um die sonderbaren Herrenleute, die die schiechen Jöcher absteigen, um sich ein Plaisir zu machen.

Von da nach Lannersbach hinunter führt ein anmuthiger Pfad am Bache hin. Aus tiefer Dämmerung schimmerten endlich die spitzthurmige Kirche und die hölzernen Häuser, die zwar etwas ansehnlicher sind, als jene in Hinterdug, aber ebenso schwarzbraun und rußig. Man sollte es nicht denken, daß zwischen hölzernen Häusern ein solcher Abstand sein könnte, wie zwischen den Hütten in Dug und den Palästen im Bregenzerwald. Uebrigens ging ein sehr kühler Nachtwind, denn das Klima von Dug ist kalt und rauh, Dank der hohen Lage — 4107 Wiener Fuß über dem Meere — und der Nachbarschaft des Ferners.

Im untern Wirthshause zu Lannersbach saßen zwei Landsleute beim Weine, Gymnasisten von München, deren einer, als leidenschaftlicher Geognost, eine Menge von Zeichnungen und stenographischen Notizen, auch einige gesammelte Felsstücke bei sich trug. Er freute sich, jetzt mehr und mehr in reichhaltige Gegenden vorzudringen und hatte sich versprochen, den derben Hammer, den er bei sich führte, im Steinreich mächtig walten zu lassen. Wir fanden uns bald in lebhaftes Gespräch hinein und es war daher sehr

unwillkommen, daß ein betrunkenener Hirtenbauer, ziemlich jungen Alters, sich zu uns setzte, welcher die Unterhaltung jeden Augenblick durch ungeschickte Reden stören wollte und nach allem tappte, was der Geognost der Belehrung halber auf den Tisch legte, nach all den werthvollen Felsstücken, nach den mineralogischen Zeichnungen und selbst nach den stenographischen Notizen. Als wir ihn baten, er möge das unterlassen, nahm er unaufgefordert den wissenschaftlichen Hammer und hieb damit in den Tisch, daß die Gläser alle klirrend in die Höhe sprangen und selbst die Felsstücke dröhnend aufhüpfen. Dabei lachte er gerade wie der Teufel, nämlich ungemein dämonisch. Wir sahen uns bedenklich an, er aber hielt eine Rede, von der wir keine Sylbe verstanden. Ich glaube auch, es ist nur ein Blendwerk des Bösewichts gewesen, lauter mystische Worte, ohne Sinn und Zusammenhang. Gleichwohl verlangte das Ungethüm, wir hätten es verstehen sollen, und als wir nach unserer Ueberzeugung erklärten, das sei uns unmöglich gewesen, schlug er mit dem Hammer wieder in den Tisch, daß das Haus in seinen Grundfesten erbidmete. Mich nicht verstehen? rief er dann — ja freilich, ein Herr ist ja kaum ein Mensch, höchstens halbwegs. Es ist dieß schon schön genug, wenn der Bauer ein ganzes Vieh ist, erwiderte der Geognost in schnellem Gegenschlag. Dadurch fand sich aber der idyllische Zecher übel getroffen und brummte mit steigendem Getöse an einer Antwort, welche sehr herbe zu werden drohte, als Jörgel, der Wirth, herantrat und ihm unter derben Trümpfen allen Umgang mit uns untersagte. Der Melpler nahm darauf knurrend seinen Branntwein und begab sich an den andern Tisch. Am andern Tische und zwar in der Ofenecke saß auch, den breitrandigen Hut tief ins Gesicht gedrückt und dazu noch von dem Lichte der dünnen Kerze nur unsicher beleuchtet, das Duxer Maidele,

ruhig und schweigsam, denn sie litt an einem bösen „Schinken“ (Schienbein). Sie war längst verschwunden, als wir zu Bette gingen: vorher hatten wir sie nicht angerebet.

Es war Samstag, der dritte September 1842. Die Studenten waren in der Frühe davon; ich dagegen wollte warten bis auf den Sonntag, den Kirchweihstag von Lannersbach. Die Duxer Kirchweih war in den Tagen, wo das Volk sich noch seines Daseins freuen durfte, eine Musterkirchweih, wie die zu Zell am Ziller. Liebhaber des Volkslebens kamen von fern und nah in das abgelegene Thal, um die Duxer fröhlich zu sehen. Die Duxer sind nämlich so zu sagen die Schooskinder der gefürsteten Grafschaft in Schimpf und Ernst, und ihrer Kindlichkeit wird jeder gerne diese Auszeichnung gönnen. Es ist kein zweites Thal im Lande, das mit dem ihrigen verglichen werden könnte. Der natürlichen Lage nach ein Zuthal des Zillertales, welches ohnedieß schon ein Seitenthal ist, hat es doch seine Sonderphysiognomie gerettet in Tracht, Sprache und Lebensweise. Die Zillertaler, ehemals wohl in den meisten Stücken ihren Hintermännern ähnlich, haben neuerer Zeit durch bekannte Verhältnisse in der Verfeinerung solche Sprünge gemacht, daß sie jetzt für das weltläufigste, geschliffenste Bauernvolk in Tirol gelten können; die Duxer aber sind in ihrer alpenhaften Geistesjugend geblieben wie vorher, noch immer keine Fernzügler, sondern gern am heimischen Herde, unverlockt durch die abenteuernden Handelschaften der andern, ehrlich und ohne Falch. So müssen sie sich zwar wie alle alterthümelnden Bevölkerungen manche hirtliche Naivetät nachsagen lassen, sind aber gerade deswegen so beliebt bei den Landsleuten, die in ihnen das Bild der Väter, die ächtesten Enkel der „Thölderer“ von ehemals verehren.

Den ganzen Samstag wartete ich also ruhig auf den Sonntag. Nachmittags ging ich etwas lustwandeln auf den Büchel jenseits des Baches. Es sind dort Preiselbeeren in Menge, aber eine sehr beschränkte Aussicht. Das Thal ist schmal und nicht lange zu verfolgen, da sich oben und unten das Gebirge bald wieder in einander schiebt. Die düstern Häuser stechen angenehm ab von dem hellen Grün; die Kirche steht tempelhaft in der Au. Herdengebrüll und Glockenklang versteht sich von selbst; ebenso daß auf den Berghängen viele Sennhütten zu sehen sind. Hinten erhebt sich die gefrorne Wand, aus welcher der Duxer Ferner zu den Kasern heruntersteigt.

Als ich mich da an der Betrachtung der Lannersbacher Flur gelabt hatte, stieg ich wieder abwärts und lernte den Schulmeister kennen, von dem mir schon Abends vorher die beiden Studenten erzählt hatten, weil sie ihm auf dem Wege von Zell herein begegnet und über seine Belesenheit in Staunen gerathen waren. Es ist ein Duxer Bue von zweiunddreißig Jahren, ganz in die Thaltracht gekleidet, auch sonst in Thun und Lassen von Duxer Art, nur in der Sprache mit einem Anfluge städtischen Schliffes. Er sagte mir, wie er von Jugend auf Lust am Lesen gehabt, wie er dann allerlei Bücher, deren er habhaft werden konnte, durchgegangen und sich besonders an Ruffs Naturgeschichte und Stolbergs Geschichte der Religion Jesu erfreut habe. Nach diesem und andern Autoren hatte er einen Abriß der Weltgeschichte verfaßt, in einem dicken schweinsledernen Quartband. Dieser war ursprünglich von seinem Vater, dem Meßner, bestimmt worden, die Geheimnisse des Kirchendienstes aufzunehmen, aber der Alte ward des Schreibens bald müde und so blieb der Quartband als ein theures Vermächtniß dem Sohne, der auf den leeren Seiten seine ersten schriftstellerischen Versuche anstellte. Ferner hatte er

aus einem „epischen“ Gedichte die Historie des Feldzugs, welchen Herzog Theodo I. von Bayern gegen die Avaren, unternommen, prosaisch ausgezogen. Dieser Schulmeister Georg Mariacher mit Namen, hat etliche dreißig Knaben unter sich, wogegen die Mädchen unter einer Lehrerin stehen, welche ebenfalls ein Bauerkind von Dug. Damit verdient er den Winter über vierundsechzig Gulden, den Sommer arbeitet er bei seinen Eltern auf dem Felde und im Hause, wie ihn denn die Münchner gerade getroffen, als er eine Last Brod für seine Mutter aus dem Zillertale hereinschleppte. Mir machte er viel Vergnügen mit den Erzählungen aus seiner Bildungsgeschichte. Das große Reich des Wissens und die Bücherschätze, die bei glücklichen Leuten in Deutschland aufgestapelt sind, standen in träumerischer Glorie vor seinem innern Auge. Insbesondere, meinte er, müsse es eine Seligkeit sein, Friedrich Schillers Werke zu lesen, denn er habe schon oft gehört, das sei gar ein schöner Autor, vielleicht der schönste in deutscher Sprache.

Solche häuerliche Schullehrer sind in den Alpenorten überall zu finden. Die Bestellungen sind sehr dürftig und das Lehramt, das überdieß nur den Winter über geübt wird, kann also für sich seinen Mann nicht nähren. Es wird daher allenthalben von jüngern oder ältern Burschen als Nebenverdienst betrieben, da in der schlimmen Jahreszeit ohnedem auf dem Felde nichts zu thun ist. Die dazu Berufenen sind jene, welche sich schon in der Schule durch Fleiß, Anlagen und Sittsamkeit hervorgethan. Sie bereiten sich einige Zeit auf ihr Amt vor und unterziehen sich dann einer Prüfung. Wenn dieß geschehen, sind sie verfügbare Lehrer, werden von dem Pfarrer den Bauern vorgeschlagen und treten nach freiem Uebereinkommen mit den Betheiligten in den Dienst, einen Winter da, den andern dort. Wenn nämlich auf schroffem Abhänge oder in

einem entlegenen zur Winterszeit schwer zugänglichen Seitenthälchen ein halb Duzend Höfe beisammen stehen, so entschließen sich die Bauern gerne, einen Schulmeister einzustellen, um ihre Kinder nicht den Gefahren eines weiten Ganges auszusetzen; sind sie dann mit seinen Leistungen nicht zufrieden, so wählen sie nächstesmal einen andern. Wie sich übrigens der Schulmeister als Bauernbursche gibt, so wird er auch als solcher genommen. Die Actionäre weisen ihm nacheinander in der Gesindekammer neben Knecht und Dirne seine Liegerstätte an und Einbrennsuppe, Pflanztenknödel und Türkenribel ist er Tag für Tag abwechselnd bei den Bauern. Etwas unbequem wird die Stellung, wenn sich etwa ein halbherrischer Junge, allenfalls ein armer Bürgerssohn aus der Stadt in diese Ländlichkeit verirrt hat. Man hört dann manche stille Klage, wie schwer sich mit der Rohheit und den Vorurtheilen der Bauern abzufinden sei, wie der Schulmeister immer die Herren beim Landgericht zu vertheidigen habe, wenn sie etwas verordnen, was den Kelpfer ärgert; und über menschliche Kräfte sei es gegangen, den guten Kaiser Franz zu rechtfertigen, wenn einmal die Bauern zu politisiren anhuben.

Seit dem Reichsgesetz vom 25. Mai 1868, über das Verhältniß der Schule zur Kirche, ist bekanntlich das Schulwesen in den österreichischen Ländern gänzlich umgestaltet worden. Auch in Tirol ist während der letzten Jahre sehr vieles in diesem Fache geschehen, doch sind die neuen Einrichtungen noch zu jung, als daß schon bestimmte Erfolge bezeichnet werden könnten. Sicher ist vor der Hand nur, daß die neuernannten Schulinspectoren, als sie zum erstenmale ihre Pflicht verrichten wollten, an manchen Orten allerlei unangenehme Abenteuer zu bestehen hatten. Namentlich zeigten sich die Weiber allen Verbesserungen feindselig. Dagegen versprechen die Schulvereine, die sich jetzt im ganzen Land zu bilden beginnen, eine sehr gedeihliche Wirksamkeit. Der tiro-

lische Bauer ist dem Schulwesen nicht abgeneigt, doch will er auch nicht viel dafür ausgeben. Wenn er ein Testament errichtet, so wird die Kirche nie vergessen, aber unter Tausenden denkt nicht einer an die Schule.

Im Jahre 1868 bestanden in Tirol 1790 Schulen, darunter 880 deutsche, 894 italienische und 16 gemischte. Die Zahl der schulpflichtigen Kinder betrug 91,600.

Jörgel, der Schulmeister, versprach damals auf das Octoberfest nach München zu kommen, hielt es aber nicht. Als ich im zweiten Jahre darauf wieder in Dug war und mit einem Reisegefährten in seiner bescheidenen Wohnung zusprach, erfuhr ich zwar wenig Tristiges zu seiner Entschuldigung — ich habe stark gezweifelt, sagte er, ob ich wohl den Weg thäte finden — aber dafür erzählte er, daß er jetzt ein Krämer geworden sei. Ja, dem Schuldienst hat er nicht mehr recht vorstehen können, weil er die Orgel nicht zu spielen weiß und so haben die Duger einen andern erwählt, der auch auf dem Chor ein Meister ist. Jörgel ist jetzt, obgleich er fünfhundert Gulden für die Krämerei ausgegeben, ziemlich wohl auf, verwendet viele Zeit auf die Wissenschaften und wünscht nur auch einen Tabaktrafik zu bekommen. Er schlug den Meinertrag, welchen er jährlich dadurch zu gewinnen hoffte, auf dreißig, vierzig oder fünfzig Gulden an, und dieß ist in Dug allerdings eine Summe, die seine heiße Sehnsucht entschuldigt. Wie die Gebirgsvölker findig sind, so wußte er auch gleich etliche Fragen zu stellen zur Aufhellung, ob ich nicht etwa in Innsbruck „Connerionen“ hätte, die seinen Lieblingsgedanken zur schönen Wirklichkeit werden lassen möchten. Ich hatte viele Noth, ihn genügend zu überzeugen, daß ich beim besten Willen nichts für ihn thun könne.

Uebrigens standen wir bei dieser Unterredung um den

Herd herum und suchten uns am Küchenfeuer zu wärmen. Die alte Mutter meinte nun nicht anders, als, weil wir Gäste, müßte sie uns auch etwas aufkochen. Die Vorrathskammern in Dux sind aber sehr einfach ausgerüstet und dießmal waren nur Eier vorhanden. Sie wurden indessen mit so freundlicher Aufdringlichkeit geboten und die Mutter wußte den „Koch,“ den sie daraus bereiten wollte, als so schmachhaft zu schildern, daß uns nur die Aussicht auf die bevorstehende Abendtafel im Wirthshause veranlassen konnte, das Ehrengeschenk dankend abzulehnen. Doch wurden wir nicht eher entlassen, als bis wir aus einem hölzernen Weidling frisch gemolkene Milch getrunken hatten.

Als ich nun damals ins Wirthshaus zurückkam, fand ich es gedrängt voll, denn der alte Ruf der Duxer Kirchweih hatte auch dießmal wieder gezogen und es waren manche Fremde herbeigewandert, die zusammen mit den Duxer Bauern, welche den Vorabend des Festes mit etwas Braantwein begehen wollten, alle Tische füllten. Selbst der Rosentwirth von Matrei war mit einem „Collegen“ durch das Thal von Nabis, an der Lizumer Alm vorbei, über zwei Jöcher herüber gestiegen, um in seinem Leben auch einmal der Duxer Kirchweih anzutwohnen. Ein Viehhändler, ein weitgereister, von Schlitters im Zillerthale gebürtig, war eine Standesperson mehr. Der alte Metzger von Gossensaß, den ich auf dem Joch verlassen hatte, als ich mit dem Duxer Mädchen „Ferner schauen“ ging, ruhte in einer Ecke, fern von mir, und nickte hin und wieder schlummernd mit dem Haupte.

Die zwei Wirthe, der weitgereiste Viehhändler und der bayerische Herr saßen beisammen und unterhielten sich geschmackvoll über verschiedene Gegenstände, bis auf einem andern Tische das Singen anhub. Die Sänger waren der Duxer Wirth, das Duxer Maidele und Ferdinand Mariacher,

der Organist, des Schulmeisters Bruder, der aber erst aus dem Bette hatte geholt werden müssen.

Der Wirth von Lannersbach, Georg Stock, den die Duxer einfach Jörgel heißen, ist eigentlich ein geborner Zillerthaler und hat aus seinem Mutterländchen eine so ansehnliche Statur hereingeheirathet, wie sie unter den Duxern keiner aufzuweisen hat. Dabei trägt er ein heiteres, väterliches Gesicht von erzfesunder Farbe und bewahrt immer eine ruhige, aber gute Laune. Da er auch sonst ein verständiger Mann, so kann er mit den Thälern alles ausrichten und ist nicht ohne Grund ihr Hauptmann, der Capitän der Duxer Schützencompagnie. Bei dem Feste, welches 1822 zu Innsbruck gefeiert wurde, marschirte er an der Spitze seiner Mannschaft an den Kaiser von Oesterreich und Rußland vorüber und machte dabei aus dem Stegreife so herrliche Sprünge und ich glaube sogar Buzigagelen (Buzelbäume), daß ihn der gerührte Franz zu Tische zog. Auch dabei verursachte er den beiden Potentaten unendliches Vergnügen und er erzählt mit Offenheit, wie sie über seine alpenhaften Manieren, seine naiven Anekdoten und Sprüche oft in herzliches Lachen ausgebrochen seien. Kaiser Alexander drückte ihm damals den Wunsch aus, er möchte wohl auch ein halbes Tausend solcher Schneebauern haben, worauf ihm Jörgel seinerseits ebenfalls ein hübsches Compliment sagte. Durch seinen eigenen Werth und durch die Auszeichnungen, die ihm damals die zwei Monarchen angedeihen ließen, ist der Wirth von Lannersbach im ganzen Lande bekannt geworden und genießt durchweg einer großen Popularität. Er ist gar nicht unzufrieden, daß die Fremden endlich auch einmal den Weg „ins Dux“ gefunden haben und freut sich ihres guten Zuspruchs. Nur zufällig fand ich ihn dazumal etwas gereizt gegen ein paar Reisende aus Berlin, die er nicht recht

hatte verstehen können. „Ich weiß nicht, sagte er, warum diese Leute ihre Muttersprache so verläugnen mögen.“ Man ist in Dux nämlich nicht mit Unrecht stolz auf den alten, feinen, unausgeschliffenen Dialekt, der dem Schriftdeutsch um ein Gutes näher steht, als die andern Mundarten des Landes. Auch die gebildeten Tiroler erkennen seine Tugend gerne an und man hat zur Erklärung sogar die sonderbare Behauptung aufgestellt, der hochdeutsche Anstrich des Duxer Dialekts rühre von einem Geistlichen her, welcher der Gemeinde so viele Bücher zu lesen gegeben, daß sie zuletzt unwillkürlich sich die Büchersprache eigen gemacht.

Der Wirth also und sein Töchterlein und der Organist, sie saßen beisammen und sangen anmuthige Lieder nach Art der Zillertthaler, und eben so schön wie diese konnten sie auch jodeln. Unter den Gesängen gefielen mir am besten ein Zigeunerlied und die Frau Nachtigall und endlich ein Alpenlied, das im Thale entstanden und mit einer sehr hübschen Melodie begabt worden ist. Als die längern Stücke vorübergegangen, erholten sich die Sänger an den Schnaderhaggen, den kleinen vierzeiligen Liedchen, die aus dem Zillertthale und dem bayerischen Gebirge allmählich in die gesammte deutsche Welt wandern. Mitunter ließ auch einer der Anwesenden eine Strophe hören. Hin und wieder trällerte Vater Jörgel sogar ein erotisches, mehr oder minder heikles „Gjangel,“ wobei denn Maidele den Hut etwas tiefer in die Stirne drückte, aber geschämigt und folgsam accompagnirte. Es war große Heiterkeit in der Stube und die meisten Gäste gingen erst nach Mitternacht zu Bette.

Den andern Tag, an der Kirchweih, vor dem Gottesdienste kamen die Vorderduxer und die Hinterduxer alle auf dem Platze vor dem Wirthshause zusammen und der fröhliche Lärm schallte auch als Weckerruf in die hölzerne Prachtkammer, die mir Jörgel zum Schlafen gegeben hatte.

Ich stieg also in den untern Raum des Gasthofes hinab, und gewahrte, daß der Wirth seine Vorkehrungen sehr gut zu treffen gewußt. Maidele zwar, das Maidele war nur halb dienstfähig, aber dafür war ihre Schwester gekommen, die auf einem Bauernhose im Thale verheirathet ist, und mit ihr der Mann, ein schöner und flinker Bursche, noch jung an Jahren, und mit ihnen dasselbe feine Mädchen mit den lackirten Schuhen, das noch vorgestern auf der Flur von Hinterdurg mit der spielenden Jugend Kurzweil getrieben hatte und dem Wanderer mit so freundlichem Willkommen entgegengetreten war. Sie hatte sich auch bereden lassen, bei der Kirchweih mitzuhelfen, aber, wie sie mir ausdrücklich bemerkte, nur wenn etwa Herrenleute kommen sollten, nicht bei den Bauern. Sie trug natürlich ihren besten Fuß und in ihrem fräuleinhaften Feiertagsglanze stand sie wirklich recht fremdartig da unter den Durger Müttern und ihren schmucklosen Töchtern; ihr literarisches Innere mochte freilich noch mehr abstecken von dem analphabeten Bewußtsein der schlichtesten aller Hirten.

Vor dem Hause waren indessen mehrere Anstalten entstanden, von denen man des Abends zuvor nur erst schwache Andeutungen gewahrt hatte. Zu Gunsten der ständigen Regelpahn, welche dem Wirth gehört, flatterten aus den Fenstern des obern Stockes zwei seidene Halstücher neben einem neuen Hute und auf dem Anker stand an einen Pfahl gebunden ein schöner Widder, alles Preise des Schießens, welche Georg Stock, als Bestgeber, ausgesetzt hatte. Aus der zierlich gefertigten Ausschreibung, die an Jörgels hölzerne Wand geklebt war, entnahm ich, daß man hier die Preise mit dem alterthümlichen Namen Kleinod benennt, was mich sehr erfreute. Neben der ständigen Bahn hatte aber Ferdinand Mariacher auch eine fliegende aufgeschlagen und dafür ebenfalls Halstücher und einen Hut

ausgestellt, welche vom Söller des Nachbarhauses herab die Augen der Duxer mächtig anzogen. Auch er hatte ein schön geschriebenes Proclama angeheftet, worin er die verehrlichen Gäste freundlichst zur Theilnahme an seinem Kirchweihschreiben einlud. Für ungeschickte Liebhaber des Regelspiels wäre hier zu bemerken, daß in Lannersbach der Laden auf beiden Seiten mit Leisten eingefast ist, so daß sich die Kugel wenigstens auf dem Wege nicht verirren kann. Ein alter Pfannenslicker hatte ebenfalls ein Kleinod ausgedoten, welches durch Würfel zu gewinnen war. Dann hatten zwei junge Schuster von Zell, zwei sehr schmutzige Bursche, die offene Halle eines nahen Hauses eingenommen und dort ihre lederne Waare ausgelegt. Ferner war ein Hutmacher aus dem Zillerthal erschienen, um seine Hüte darzubieten. Weiter unten gegen die Kirche zu saßen ein Duzend Weiber, welche Brod und Obst verkauften. Endlich waren auch eine Menge Säue auf die Kirchweih gekommen, welche zeitweise den Gästen vorgeführt und dann wieder in den Stall getrieben wurden. An ihnen hatte besonders der weitgereiste Viehhändler seine Freude: er ließ sie mitunter, wenn er Langeweile empfand, auf eigene Faust aus ihrer Herberge rufen und vor seinem Angesichte erscheinen, um die Augen an ihnen zu weiden.

Zwischen jenen Festanstalten standen nun plaudernd die Duxer und Duxerinnen jeglichen Alters und Geschlechts, die Heimer, d. h. jene, welche des Sommers über zu Hause bleiben, und die Melcher oder Senner, die von den Almten herunter gekommen zur Kirchweih. Die Tracht der Männer, die ehemals auch im Zillerthale galt, ist aus den wohlfeilsten Stoffen zusammengesetzt und gewährt ein schlechtes und ernstes Ansehen. Die graue Jacke vom größten Loden erreicht kaum das Knie; sie heißt das Hemd, wogegen das, was andere Leute Hemd heißen, Pfait, Pfoad

genannt wird. Das Gfaß ist von gleichem Zeuge oder von Leder; die Strümpfe sind blau. Westen werden nicht getragen, um den Leib aber liegt ein breiter, meistens schön gestickter, lederner Gurt, Fatsche, mit dem Namen des Inhabers, oft auch noch mit einer Gemse, einem geistlichen oder weltlichen Spruch verziert. Das Haupt deckt ein rundes Hütchen mit niederm rundem Kopfe. Die Sennen erschienen zumeist mit schönen Bärten, da sie sich des Sommers über nicht zu scheeren pflegen. Wegen neuer Wäsche machen sich die hiedern Hirten auch wenig Noth; sie bleiben bei der Pfait, mit der sie gen Alm fahren und wechseln nie bis sie herunter kommen. So ist der Schmutz der Wäsche ein Gegenstand des Ehrgeizes geworden, denn wer das unflätigste Hemd nach Hause bringt, glaubt das beste Zeugniß mitzuführen, daß er den Umgang mit dem Vieh und seine Pflege nie vernachlässigt habe. Tabak scheint ihnen allen ein unentbehrliches Bedürfniß. Sie gebrauchen ihn in dreierlei Gestalten, zum Schnupfen, zum Rauchen und zum Kauen. Als Kautabak heißt er Käutel, und ein solches Käutel findet sich fast in jedem Munde. Es ist widerlich, die Gesichter, so frisch und ausdrucksvoll, durch den efligen Knäuel in der Wange verunstaltet zu sehen, noch widerlicher aber ist die gelbe Sauche, die das Käutel im Munde erzeugt. Die Liebhaber scheinen indessen nicht davon zu leiden, denn sie scheuen sich nicht, durch dieß Medium hindurch zu essen und zu trinken. Bei der zarten Jugend ist die Pfeife mehr beliebt; man sieht sechsjährige Knäblein schmauchend mit einander spielen. Das Geld für den Tabak gibt, wie mich so ein Söhnchen unterrichtete, die Mutter her; die kleine eiserne Pfeife, welche sechs Kreuzer kostet, bringt wahrscheinlich der heilige Nikolaus. In neuester Zeit ist gegen diesen überfrühen Tabakgenuß von Seite des Guberniums eingeschritten und allen Jungen unter sechzehn

Jahren das Rauchen verboten worden; indessen ist der Mißstand um so schwerer zu beseitigen, je abgelegener die Thalgegend ist und je weniger die Eltern das Vergnügen ihrer Kindlein stören mögen. Ehemals waren auch die tirolischen Weiber dem Tabake höchlich zugethan. Auf ältern Trachtenbildern haben die Zeichner nicht ohne Grund mancher Bauernfrau ein Pfeifchen in den Mund gegeben. Es ist aus Sewald bekannt, daß Frau Anna Maria Ladurner, verhehlchte Hoser, in ihren höhern Jahren die gramstillenden Däfte der ungarischen Blätter gerne einschlürfte. Auch in Vorarlberg, wo früher auf den Feldern von Frastenz eine Fülle von Tabak gebaut wurde, hatten sich die Weiber an den Genuß gewöhnt. Auf den Wochenmärkten zu Feldkirch sah man die Landmädchen der Nachbarschaft gar häufig schmauchend bei ihren Kirschen sitzen.

Die Tracht der Weiberleute ist nicht minder einfach als die der Männer. Sie tragen dieselben grünen Hütchen, einen dunkelfarben Rock, blaues Fürtuch und graue lodene Ueberjaken; um den Hals liegt ein seidenes Tuch, das durch einen Ring gezogen wird. Die Taille ist sehr kurz, Wieder sind unbekannt und der Busen steckt in breiter wulstiger Hülle. Diese Tracht der Duxerinnen war ehemals auch bei dem andern Geschlecht im Zillertthale üblich. Seit mehreren Jahren ist aber die freilich viel kleidsamere Mode des Junthales, der hohe Spenser, der ragende Hut, bis Zell und Maierhofen vorgedrungen und den alten Schnitt bewahren daselbst nur ältere Mütterchen und wenige Mädchen des ärmsten Volkes.

Sonst ist der Schlag durchaus germanischen Ansehens, der Wuchs durchschnittlich um ein Gutes niederer, als im Zillertthale, aber stark und stämmig. Die männliche Jugend, wie sie vor dem Wirthshause versammelt war, zeigte viele sehr individualisirte, schöne Köpfe, fast alle mit blonden

Locken zierlich bekränzt. Etliche Knaben, gerade auf dem Uebergange ins Jünglingsalter, fielen mir besonders auf durch weiche, ideale Züge. Ein besonders schmucker Bursch ist Seppel, der Sohn des Wirthes. Die Duzer Mädchen gelten am Lande als reizend und schön, doch weiß man nebenbei, daß sie der harten Arbeit wegen früh verblühen. Sie erfreuen sich einer sehr weißen Haut und hochrother Backen, sind aber meiner Beobachtung nach mit ausdruckslosen Zügen begabt und sehr klein gewachsen. So kann ich leider ihren guten Ruf nicht bestätigen, abgesehen von Jörgels Maidele, welche weitaus die schönste war.

Es war schon etlichemale in Predigt und Amt geläutet worden, und die Weibsen hatten sich bereits alle in die Kirche begeben. Auch die Männer zogen sich mehr und mehr gegen den Friedhof hin, doch blieb eine ziemliche Anzahl vor dem Wirthshause stehen und manche setzten sich sogar zusammen aufs Gras. Sie hielten sich wahrscheinlich entschuldigt, weil die kleine Dorfkirche doch nicht alle aufnehmen konnte, so daß viele außerhalb des Gotteshauses im Schatten der Kirchenwand sitzen mußten. Als endlich das feierliche Amt vorüber war, brach der graue Haufe mit vielem Gedränge heraus und strebte den beiden Wirthshäusern zu. Im unfrigen war die Zechstube bald gefüllt und noch ein großer Gaden und der Tanzsaal, den Jörgel in lustigern Zeiten hat erbauen lassen. Die dienenden Leute, der Wirth, die Wirthin, Seppel, Mesele, Meseles Mann, die Dirne liefen geschäftig durch einander, Maidele und des Müllers Töchterlein standen am Herde. Die Bauern gingen aus Mittagessen und erlabten sich an großen Stücken Schweinefleisch und „Gsträunes“ mit weidlichem, von langen Tagen her geschärftem Appetite, denn die Duzer Küche erhebt sich nur fünfmal des Jahres zu diesen Leckereien, an der Kirchweih, an Ostern und an den

drei Weihnachtstagen. Heute aber waren sie im Ueberfluß vorhanden, doch fanden auch die mit Topfen gefüllten Kirchweihkrapsen günstige Aufnahme. In der Sage lebt es noch fort, daß ehemals auf der Duxer Kirchweih jeder Gast sechs Kreuzer zahlte und dafür auf Mittag so viel essen konnte, als er vertragen mochte. Jetzt richtet sich die Zecher freilich, wie in der äußern Welt, nach der Verzehrung, aber auch so noch liebt es Jörgel, seine Gäste sehr billig zu halten.

Nachdem ich eine Weile in der Zechstube zugebracht hatte, unternahm ich einen Gang durch das übrige Haus und kam zuerst in den hintern Gaden. Dort saß an einem Tisch voll Duxer Buben, die mir etwas minder fein erschienen als die andern, derselbe Bauer, der uns vorgestern durch den geognostischen Hammer so beunruhigt hatte, und gefiel sich einen brüllenden Stier nachzuahmen. Das schien so seine Kirchweihfreude zu sein und er setzte es mit kurzen Unterbrechungen bis zum Abend fort. Es gelang ihm zwar die Natur gar täuschend wiederzugeben, aber es gefiel mir doch nicht recht, obwohl er von seinen Freunden vielen Beifall erntete. Ich ließ mir jetzt den Namen dieses Viehmalers sagen, erfuhr, daß er sich Brunnhäuser nenne und ging wieder meiner Wege.

Im Tanzsaale war jedoch meines Bleibens auch nicht lange. Die Tische zeigten sich so dicht besetzt, daß für einen beobachtungslustigen Gast kein Plätzchen mehr übrig war. Einige freundliche Hirten „brachten mirs,“ das heißt sie reichten mir ihr Glas um ihnen Bescheid zu thun. Die meisten tranken Braantwein, da der rothe Tiroler nur wenigen Duxern erschwinglich ist. Zuweilen wagt sich jetzt auch ein Fäßchen Bier herein, aber es ist ebenfalls zu theuer und die Nachfrage gering. Der Wein wird übrigens aller übers Joch getragen, denn es führt kein Fahrweg

in das Thal. Die Träger laden eine halbe Jhrn, sieben- undzwanzig Maas, auf und erhalten dafür 1 fl. 15 kr. Traglohn. Bei all dem kostet das Seidel nicht mehr als am Lande, nämlich sechs Kreuzer.

Da also auch auf dem Tanzboden nicht viel auszurichten war, begab ich mich in die Küche und hielt mich an das Maidele und des Müllers Töchterlein. Das war auch das Beste — das waren die gemüthlichsten Gemüther auf der ganzen Kirchweih. Sie bemühten sich alsbald, mir einen Stuhl zu schaffen und stellten ihn neben den Herd, gaben mir auch zu essen und tränkten mich mit dem besten Weine, den sie hatten. Und während ich da meine Mahlzeit hielt, waren sie freundlich und mild und gesprächig, und hatten einen guten Einfall nach dem andern. Das Sommerfrischmädchen ließ auch auf angenehme Weise seine Bildung glänzen und recitirte mehrere Strophen aus jenem Gedichte, welches „In einem Thal bei armen Hirten“ spielt.

Als wir so eine gute Weile geplaudert hatten, machte ich mich wieder auf und suchte den obern Wirth heim, um auch von diesem reden zu können. Der Viehhändler von Schlitters, welcher, was ich bisher anzuführen vergessen, eine polnische reich gebänderte Jacke trug und überhaupt ein frischer Gesell war, begleitete mich auf diesem Kneipzug. Das Ergebnis ist indessen unbedeutend. Wir fanden den Wirth und sein Gesinde sehr gefällig, die ganze Anstalt aber, obgleich von Stein erbaut und ansehnlicher als der untere Gasthof, bei weitem nicht so heimlich wie Jörzels hölzerne Herberge. Beim Herausgehen fiel mir ein, dem Organisten einen Freundschaftsdienst zu erweisen und einen Zwölfer auf sein Kleinod zu verschieben. Damit legte ich große Ehre ein, trug aber keinen Gewinn davon. Die Seitentwände führen zwar die Kugel richtig bis an die Regel, aber dann hängt's doch wieder von Glück und Uebung

ab, ob sie viel oder wenig niederreißt. Die meinigen haben wenig ungerissen. Du wirfst nicht gut, sagte der Duxer Bue, der als Regelschreiber aufgestellt war.

Allmählich wurde es Abend. Der Tanz ist zwar verboten, jedoch ließ sich in der Dämmerung halblaut eine Fidel hören. Die Klänge hatten bald einen frischen Haufen zusammengelockt und so ging's denn fröhlich auf den Tanzboden. Ein junger Hirte spielte einen Ländler und Jörgel, der sich an die Freuden vergangener Tage erinnerte, fing mit einem andern Landsmann ländlerisch zu tanzen an, voll jugendlichen Anstandes, trotz seiner fünfundfünfzig Jahre und der schneeweißen Haare. Ach, ich habe so einen frischen Sinn, sagte der alte Tänzer, nachdem es vorüber war. Wenn ich's Essen hätt', fügte er mit einem humoristischen Schlage auf sein Wänstchen hinzu, wenn ich's Essen hätt', ich wäre so viel ein freudiger Kerl!

Nach und nach wurde sogar mit den Weibsen getanzt. Dabei war's ein großer Behelf, daß untermags eine schmucke Wirthstochter von Kolsaß angekommen war, die sich allen Anforderungen gewachsen zeigte. Nach des Müllers Tochter wurde auch gefragt, aber diese hatte sich schon vor dem Cinnachten wieder in die Weiden von Hinterdurg zurückgezogen; das Maidele mußte leider zusehen, wegen des bösen Schinkens, den wir schon einmal erwähnt haben.

Der Tanz wurde übrigens nur so vorbeigehend geübt, je nachdem es dem jungen Volke ankam, hatte auch wieder sein Ende, als Jörgel verkündete, es wäre Zeit etwas zu singen. Nun setzten sie sich zusammen, wie sie schon gestern beisammen geseßen, der Vater, die Tochter und der Organist; nur that heute auch Nesele mit, welche einen schönen Discant singt, so daß die Lieder noch um ein Gutes schöner klangen. Nesele hatte überhaupt einen weichen, wehmüthigen Ton in ihrer Stimme und sie selber, die verheirathete

Alpenmaid, war eine lebende Elegie. Was ihr fehlte, war nicht zu erfahren; daß sie litt, aber deutlich zu entnehmen aus den klagenden Augen, dem schmerzlichen Ausdruck des Gesichtes und dem trauernden Klang der Stimme. Ich saß nicht weit von ihr, als sie die fröhlichen Alpenlieder so melancholisch hinaus jodelte und dachte mir, was etwa der jungen Frau gebreite. In meinen Gedanken verglich ich sie mit einer welkenden Lilie. Derweilen kam der Viehhändler von Schlitters heran, richtete den Blick auch auf sie und sagte: was muß dem Weibsen sein? schaut aus wie ein krankes Raibel!

Die Lieder waren meist von der Art, wie sie die Rainer und die Leo durch halb Europa gesungen haben. Das Alpenlied, das der Schulmeister von Finkenbergr gedichtet, mit seiner schönen Weise, erfreute sich wieder der günstigsten Aufnahme. Etwa fünf oder sechs Gesänge mochten gesungen sein, als Maidele erklärte, sie werde nicht mehr mitthun; man wisse schon, daß sie das Singen nicht leiden könne. Mejele redete ihr zu, doch noch ein bißchen auszuhalten; sie wollten ein lustiges singen. Die lustigen mag ich schon gar nicht, versetzte Maidele, ein trauriges muß es sein. Mejele, die schwermüthige, sang lieber die lustigen; Maidele, die lustige, hatte ihre Freude an den traurigen.

Als der Gesang zu Ende war, fielen etliche Burschen darauf, den Badertanz vorzuführen. Dieß ist die mimische Darstellung eines Patienten, dem von einem Bader und seinem Gesellen verschiedene chirurgische Dienste geleistet werden. Zuerst nehmen sie ihm mit einem großen Küchenmesser den Bart ab, dann lassen sie ihm mit einem Beil zur Alder und so fort. Sämmtliche Operationen gehen in rhythmischen Bewegungen vor sich und richten sich im Tacte nach den Schnaderbaggen, welche die Umstehenden dazu singen. Die derbe Komik der Gebärden, die albernern

Gefichter des Behandelten und der beiden Andern, die lächerlichen Instrumente, welche diese zu ihrer Arbeit verwenden, werden ein häuerliches Publicum immer höchlich belustigen.

Nach dem Badertanz kam wieder ein anderes Kunststück, nämlich das Kaminkerlied. Dabei sitzen zwei Sängler auf niedern Schämeln einander gegenüber, jeder mit einem kurzen Besen in der Hand, singen einen Gesang, der sich auf Dichten und Trachten eines Kaminkerlers bezieht, und schlagen mit den Besen nach dem Tacte auf den Boden oder werfen sie in die Höhe, um sie rhythmisch wieder aufzufangen. Das Stück, wenn es gut eingeübt, ist anmuthig zu sehen und zu hören.

Nachgerade war's schon ziemlich spät geworden. Der Gerichtsdiener von Zell, der den ganzen Tag über, wenig bemerkt, vorhanden gewesen, wollte um eilf Uhr abbieten, wurde aber nur verhöhnt. Die ältern Gäste waren schon alle nach Hause und nur die Buben standen noch in ziemlicher Anzahl auf dem Platze. Der Aufführung nach hätte man Jörgeln für den jüngsten halten sollen, denn heute war er in der herrlichsten Laune. Zumal freute es ihn, daß sich seine Gäste so wohlgezogen benahmen und daß kein erheblicher Unfug ausbrach. Einige Ansätze zu Raufereien, die sich mitunter ergaben, wurden immer glücklich im Keime erstickt; nur war es leider nicht zu verhindern, daß der Brunnhäuser dem Metzger von Gossensaß den Hut „antrieb,“ so daß die Röhre über Ohren und Nase hinunter fuhr, die harte Stirne des alten Gothen den Deckel sprengte und nun sein rothes Gesicht sich aus dem Filze, als aus einer Halsbinde, leuchtend erhob, wie die Herbstsonne über grauem Nebelgewölk. Der Metzger, der in der besten Absicht auf die Kirchweih gekommen, aber jetzt betrunken war, nahm die Sache nicht so gar übel. Er betrachtete weh-

müthig den Deckel seines Hutes, den man ihm wieder zugestellt hatte, und legte sich dann mit lächelndem Grosse schlafen unter die Bank. Dort fand ihn noch die Morgenröthe. Die Andern zogen nunmehr still nach Hause. Es war um Mitternacht und das war die Duxer Kirchweih.

Andern Tages brach ich auf nach Zell. Nesele, die gute menschenfreundliche Nest, war bis zum letzten Augenblick bemüht, mir Liebes zu erweisen, und da ich gestern schon dem Organisten gesagt hatte, er solle mir das Finkenberger Alpenlied abschreiben lassen, so fragte sie, ob dieß geschehen sei, und da es nicht geschehen war, so erbot sie sich selbst, es mir anzugeben, und da sie fand, daß sie keine Zeit finde, so führte sie mich bei ihrer Schwester Maidele ein, welche ihres Uebels wegen heute im Bette lag und mir willfährig zu dictiren begann, mit hochdeutschen Anflügen, die sie in der Schule und zu Innsbruck gewonnen haben mochte, denn auch sie war ihrer Bildung willen schon etliche Monate in der Hauptstadt gewesen. Ich habe schon zweimal behauptet, daß das Lied eine schöne Weise habe, Gedanken und Worte aber sind nicht mehr ganz alpenrein, zeigen vielmehr deutliche Spuren von Lectüre. Damit übrigens der Leser selber urtheilen könne, wie die Schullehrer zu Finkenberg dichten, so mögen hier etliche Strophen folgen:

Und am Morgen, wenn der Alpenvogel schreit,
 Steh' ich auf und treib' die Rühherd' auf die Weid',
 Und die Herdenglocken schallen fort und fort,
 Und die Sonne glänzt am kühlen Ferner dort.
 Lustig ist's auf dem Hochalmträt,¹
 Wenn die Rüh' so brüllen und die Sonn' aufgeht.

Und wenn einmal der Herbst und Sanct Micheli kimmt,
 Wo der Melcher von der Alm den Abschied nimmt,

¹ Trät ist der freie Platz vor der Sennhütte.

Steck' ich meinen Rautenstrauch auf meinen Hut,
 Fahr' durchs Thal voran, daß 's Kling, Klang thut.
 Leb' nun den Winter wohl, Hochalmenträt!
 Ich geh' jetzt ge schau'n, wie's den Heimerlen geht.

Wenn ich komme dann in meiner Heimath an,
 Begegnen mir die feinen, lieben Heimer schon.
 Gott grüß' euch all', ihr guten, lieben Heimer mein!
 Auf der Almen oben, da war's fein.

Wie geht das Leben euch, seid ihr wohl g'sund?
 Ich hab' wohl herunter denkt schier alle Stund.

Nachdem ich das Lied aufgeschrieben hatte, nahm ich Abschied von dem schönen Maidele, wobei ich freundlich eingeladen wurde, das nächste Jahr wieder zu kommen. Auf Wiedersehen sagte sie, hat es aber nicht gehalten. Unterdeffen war Kefele beschäftigt gewesen, mir einen Rautenstrauch auf den Hut zu heften, und der Wirth belehrte mich, das sei das edelste und vornehmste Gewächs, welches nur mit der größten Lebensgefahr von unersteiglichen Schrofen könne herunter geholt und seiner besondern Eigenschaften willen müsse aufs höchste geschätzt werden. Allbereits nickte der Rautenstrauch, der sammt der Wurzel angenäht war, vom Strohhut und nun sagte ich mein V'hüt Gott den besten Wirthsleuten schier, die ich in Tirol getroffen, und nahm Abschied von Jörgel, Seppel, Kefele, so wie auch von der Mutter und dem Schullehrer und seinem Bruder, bat sie alle, sie möchten mir das feine Müller-Töchterlein, wenn es wieder einmal in den Heimgarten käme, schönstens grüßen und zog davon.

Den Rautenstrauch betreffend, so mag hier eine schöne Sitte des Hochlandes hervorgehoben werden. Wenn nämlich ein Gast, sei es auch nur kurze Zeit, unter fremdem Dache zugebracht und die Zuneigung der Hausleute gewonnen hat, so wird ihm zum Abschiede von der Tochter

des Hauses ein Blumenstrauß überreicht. Im höhern Gebirge, wo die Gartenblumen seltener sind, wird statt derselben die Edelraute (*Artemisia mutellina*) gewählt und dem Gaste auf den Hut gehetzt. Es ist ein unscheinbares Kraut mit blaßgrünen Blättchen und winzigen gelben Blüthchen, dem man anfangs gar nicht ansieht, was es denn eigentlich wolle, denn auch der Geruch ist sehr schwach. Wenn die Raute aber trocken geworden, verbreitet sie einen herrlichen Duft und nun läßt man sich gerne gefallen, daß die Nelpfer sie so hoch in Ehren und für das vornehmste Gewächs auf Erden halten.

Als ich Lannersbach damals verließ, lag also das schöne Mädele im Bette und als ich zwei Jahre darauf wieder hinkam, lag sie im Grabe. Sie war wenige Monate vorher an einer Brustentzündung gestorben. Es war ein kaltes Herbstwetter und der Kirchtag schon vorüber. Im Wirthshause herrschte große Stille. Jörgel war schon schlafen gegangen; er geht jetzt frühzeitig zur Ruhe; er singt mit seiner Tochter und dem Organisten keine schönen Lieder mehr. Am andern Morgen erschien er und sprach traurig seine Sehnsucht nach dem Mädele aus: „So viel mangeln thu' ich das Mäde!“ Wir waren zu zwei und besuchten den Kirchhof. Dort hat ihr der Vater einen Grabstein setzen lassen, den schönsten im stillen Gesilde. Im Thale erzählt noch Jung und Alt von ihr; sie hatten sie alle sehr lieb gehabt.

Von Lannersbach geht der Weg durch ein Tobelthal in zwei guten Stunden nach Zinkenbergr. Dieß ist ein freundliches Dorf, das zwischen Obstbäumen auf einem hügeligen Gereute steht, und man hat von da aus eine liebliche Aussicht auf den weiten Grund von Maierhofen, das tief unten im Zillerthale den spitzen Kirchturm aus schönstem Wiesengrün emporhebt. Ungeheure steilauffsteigende

Bergstöcke breiten oben ihre Halden aus, der Zillerbach aber strömt unten ansehnlich durch das Thalgelände und belebt eine Landschaft, die zu den gepriesensten in den Alpen gehört.

In Finkenberg und zu Hippach im Zillerthale waren die meisten jener dissentirenden Auswanderer zu Hause, die zu Neu-Zillerthal in Schlesien eine zweite Heimath gefunden haben, über der sie freilich die alte, auf den angestammten Alpenfluren nicht vergessen können. Der Nachruf, den sie hier zurückgelassen, ist ein guter. Die Finkenberger behaupten, ihre ausgewanderten Nachbarn seien zum größten Theile recht ordentliche, besonders wohlthätige Leute gewesen und denen, die Geld hätten, ergehe es laut eingelaufenen Briefen in Schlesien ganz erträglich und die übrigen müßten sich dort wohl ebenso plagen, wie daheim. Man erzählt noch viel von dem traurigen Abschied zwischen Eltern und Kindern, Brüdern und Schwestern und dem noch traurigern zwischen Liebenden und Verlobten. Das Mitleid zeigt sich noch zur Zeit sehr groß und bedenklich ist, was man munkeln hört, daß noch viele Protestanten zu Hause geblieben, sich fügend und wartend auf eine Aenderung der Umstände. Die Regierung hatte den „Inclinanten“ den Wunsch, eine protestantische Gemeinde zu bilden, abgeschlagen, dagegen erlaubt, sich an die im Kaiserreiche anderswo vorhandenen anzuschließen. Dieß begehrten aber die wenigsten, die meisten wollten lieber in die Fremde gehen.

So kam es denn, daß auf die kaiserliche Verordnung vom 12. Jänner 1837 sich 126 Familienväter aus den Gemeinden Zell, Maierhofen, Brandberg, Finkenberg und Hippach zur Auswanderung bereit erklärten. Im September desselben Jahres sind sie mit 288 Angehörigen (darunter 131 unmündige Kinder) nach Preußen ausgezogen, nach Nothdurft unterstützt von Seite der österreichischen Regierung

sowohl als der Nachbarschaft. Neun Personen übersiedelten nach Steiermark und Kärnten. Uebrigens gibt es schon seit mehreren Menschenaltern auch im Binschgau und in Ahren etliche widerborstige Berghöfe, welche von geistlicher und weltlicher Obrigkeit ungeschoren sich eines stillen unbekanntem Separatismus erfreuen.

Im Wirthshause zu Finkenbergr wurde ich aufmerksam gemacht, daß ich nahe vor dem Dorfe ein abseits liegendes Naturwunder übersehen hatte, den Hochsteg nämlich, den jetzt der Wirth den Fremden zuliebe den Teufelssteg heißt. Sein Söhuchen übernahm es, mich dahin zu führen. Der Teufelssteg ist ein Balken, mit einem Dache und einem Geländer bekleidet, der über einer grauig tiefen Schlucht liegt, in welcher der Duxer Bach sich ruhig fortwälzt in blauen Wirbeln oder auch, wenn er angeschwollen, tobend und schäumend dahinrast. Jenseits des Steges geht es hinauf in die grüne Flur von Dornau, wo ein kleines Alpendörfchen beisammensteht, in traulicher Abgeschlossenheit von wilden Schrofen umgränzt, aus denen ein schauerlicher Pfad nach Maierhofen hinunter führt. Von dem Teufelssteg geleitete mich der Knabe wieder etwas abwärts an die Klamm. Die Felsenwand auf der andern Seite ist da ganz glatt abgeschnitten, die dießseitige geht sogar einwärts, und wer sich der Länge nach niederlegt und den Kopf hinausstreckt, der hat eine schauerliche Aussicht auf die Wirbel des Baches und den Ueberhang unter sich und auf die glatten Wände gegenüber. Wer gar keinen Schwindel hat, der mag sich dem Abgrunde bis auf den letzten Zoll nähern und stehend hinunter schauen; auch allenfalls versuchen, ob er wie der Wirthssohn und Kaiser Max den einen Fuß auf den äußersten Rand des Felsens stellen und mit dem andern einen Halbkreis darüber schlagen kann.